

## Philipp von Hohenheim.

Erzählung von Carl Stübler.

(Fortsetzung und Schluß.)

Neugierig reichten sich sämtliche Anwesende wieder um den Sectionstisch und schienen eines besonderen Actes gewärtig. Auf diesem Tische lag ein nackter, ohngefähr siebenjähriger Knabe, bleich, mit geschlossenen Augen und nur leise athmend, dessen Hände und Füße mit breiten Riemen daran festgehalten wurden. Jener ältliche Herr, der, beiläufig bemerkt, Gerichtsmedicus und Mitglied einer Untersuchungscommission gegen Hexen und Zauberer war, ergriff das Scalpel und begann laut eine vorbereitende Erklärung. Aber mitten in dieser heuchlerischen Rede von der Nothwendigkeit, das Wesen des Lebens um jeden Preis zu enthüllen, vom Belauschen seines wunderbaren Ganges am Menschen selbst, und von dem hohen Verdienst und Preis, den sich jene armen Gemarterten hier und jenseits erwerben, die unter solchen Forschungen verbluten — mitten in dieser Rede brach Philipp, auf den man jetzt längst nicht mehr geachtet hatte, gleich einem ergriminten Wolfe in die sorglose Heerde. „Ihr scheinheiligen Wüstlinge!“ rief er mit gewaltiger Stimme, „Ihr gottlosen, mörderischen Folterknechte, die, um ihr morsches und schändliches Leben zu verlängern, morden und schinden zu dürfen glauben! Der Kaiser und Reich will ich diese Schmach an den Pranger schlagen. Nimmet werdet Ihr dem himmlischen Architecten be- gegnen, wo Ihr naht, da ist er schon gewichen!“

Schnell ergriff er nun, im Angesicht der stumm staunenden Gesellschaft, das noch unversehrte Kind, und warf donnernd die Thüre hinter sich in die Angeln. Dies brachte die erschrockenen Herren wieder zur Besinnung, sie eilten ihm vereinigt nach, und ein harter Kampf erst brachte sie wieder in Besitz des armen Knaben. —

Einige Wochen mochten seit diesem Vorfall vergangen sein, als eines Morgens noch sehr früh der Professor Philipp von Hohenheim verstimmt und mit großen Schritten sein Zimmer maß. „Schon zwei Briefe, dringend genug,“ sprach er, „und in ziemlichen Zwischenräumen, sind abgegangen, und heute abermals keine Antwort! Sollte sie der Herzog gar nicht erhalten haben, oder mir in einer so wichtigen, das Wohl des armen Volkes betreffenden, Angelegenheit seinen Beistand versagen?“ — Darauf schrieb er lange und viel und legte dem fürstlichen Freund, Ernst, Herzog in Baiern, die Bitten um Abschaffung der schauerhaften Inquisition in Deutschland abermals warm und dringend an's Herz. Nachdem er die Schrift wohl gefaltet und versiegelt, rief er seinen Schreiber Operinus und sprach: „Ich wünsche, daß Ihr mir einen sicheren und zuverlässigen Boten zur Stelle schafft, denn es ist zu fürchten, daß die letzten Briefe gar nicht an ihr Ziel gekommen sind.“

Operinus, der feile, eigennützige Diener, wußte wohl, wo diese Briefe geblieben, und hätte den dritten sicher auch unterschlagen, wäre nicht der Zufall in's Mittel getreten. Der heimtückische Schreiber war bereits auf dem Wege nach dem vermeintlichen Boten, doch der Brief lag noch sicher auf Philipp's Schreibtisch, als es leise an die Thüre pochte. Philipp öffnete, und herein trat rüstig und munter, mit ehrerbietigem Gruße, jener arme Mann, den wir in so kläglichem Zustande verlassen hatten. Er sah sich unruhig und schüchtern im Zimmer um, und sprach bittend: „Ach, Herr Professor, ich hätte wohl insgeheim ein wichtig Wort mit Euch zu reden, — Ihr habt so Großes und Gutes an mir gethan, — vielleicht will es nun Gott, daß ich Euch vor schwerem Unheil warnen kann.“

Philipp hörte den Mann, den wir Dietrich nennen wollen, aufmerksam an, als derselbe fortfuhr: „Was ich Euch nun erzähle, Herr Professor, beachtet wohl und nehmet es nicht ungläubig noch bedeutungslos auf, denn solches Unglück überfällt den Menschen schnell und unerwartet. Gestern hatte mein Töchterlein, das Ihr ja kennt, die letzten Blumen des Herbstes gesammelt, zu niedlichen Sträußchen gebunden, und